In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 270. Posen, den 23. November 1928. 2. Jahrg.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(1. Fortsetzung).

„Wahrscheinlich," sagte Walter Hoermann und schob seinen Arm in den des Freundes.

Das war der ganze Richard Wilke. Immer aufgekratzt, immer viv, als ob er noch heutigentags das bunte Band der Thuringia trüge. Jeder hatte ihn gern. Durch einen Säbelhieb war seine Nase etwas verunstaltet — sie machte eine unerwartete schiefe Wendung — aber auch darein hatte er sich mit Humor gefunden.

„Es ist pädagogisch von Wert," pflegte er zu sagen, „denn die Schüler schenken mir von vornherein erhöhte Aufmerksamkeit, weil diese ungewöhnliche Nase ihre Sympathie und ihre Zeichenlust reizt. Außerdem prägt sich das Bild ihres Lehrers ihnen unverlierbar ein."

Er galt wirklich als sehr tüchtiger Pädagoge, in dessen Klasse am meisten gelacht, aber auch am meisten gelernt ward. Mit Walter Hoermann war er noch von der Schulbank her befreundet und ging deshalb im Hause aus und ein, als ob er dazu gehörte. Doch nur e i n e n seiner Kollegen hatte er während der ganzen Zeit eingeführt, eben vor kurzem den langen Crusius — gerade denjenigen, der sich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt hatte.

Der wollte durchaus nicht von seinen Büchern weg. Und als Richard Wilke in seiner derben Art auf ihn losfuhr: „Hören Sie mal, Sie wunderlicher Heiliger, der Mensch ist kein Seidenwurm, und sich bloß in Weisheit und Träume einspinnen, ist Unsinn!" — da hatte Wolfgang Crusius halb ärgerlich, halb verlegen geantwortet: „Sie scheinen Menschen korrigieren zu wollen wie Schülerhefte, lieber Kollege."

Aber der andere trocken: „Nee — mich ärgert nur, wenn man über dem Ablativus absolutus vergißt, daß man jung ist."

Der Lange hatte gelächelt: „Das vergeß ich nicht, auch wenn ich am liebsten hier in meinem Vogelbauer sitze." Er hatte nämlich eine kleine lustige Bude nach grünen Gärten hinaus. „Aber wir könnten ja versuchen, ob wir uns nicht einigen."

Und sie einigten sich zwar niemals recht, denn ihre Naturen waren grundverschieden. Doch sie strebten immer wieder zusammen und hielten heimlich große Stücke aufeinander.

Der lange Crusius murmelte allerdings, wenn sie sich mal zankten, etwas von „krassen Materialisten und grobschlächtigen Wirklichkeitsmenschen ohne Tiefe und Höhe", aber mit halbem Neide bewunderte er doch das forsche Draufgängertum des Kollegen, der fest zupackend das Leben wie einen Stier bei den Hörnern nahm.

Und Richard Wilke spottete wohl manchmal: „Crusius, Sie sind eine schöne Seele. Ein sanfter Schwärmer ohne Mut für die Welt. Ein Weichling, der bei seinen Scharteken im Vogelbauer sitzt und an einem alten Stückchen Zucker lutscht, das ihm mal irgend eine liebe Hand zwischen die Drähte gesteckt hat."

Doch zu Walter Hoermann sprach er nachdenklich: „Es ist ein feiner Mensch, der Crusius ... nur nicht robust genug fürs Gymnasium. Direktor wird er nie werden. Und sich sein ganzes Leben als Oberlehrer abzuquälen, dazu ist er eigentlich zu schade. Ich möcht' nur die Hälfte von dem wissen, was er weiß. Doch er bringt nichts 'raus, ist 'n bißchen scheu und hinterhältig und ersäuft schließlich noch ganz in sich selber, wenn man ihn nicht 'rausholt. Was meinst du, Walter, darf ich ihn mal zu euch mitbringen?"

So war Wolfgang Crusius ins Haus Hoermann gekommen und hatte zuerst in einer Unsicherheit, die sich verbergen wollte und es doch nicht konnte, keine ganz glückliche Figur gemacht. Aber allmählich ward er freier und fühlte sich weniger fremd.

Plaudernd schlenderten die drei jetzt auf das einfache Landhaus zu, das langgestreckt und in schlichten Formen zwischen erstem, lichtem Frühlingsgrün zum Vorschein kam. In seiner leisen Verwitterung wirkte es würdig und vornehm.

Als sie die Stufen der Freitreppe emporstiegen, öffnete sich droben die Tür der Glasveranda, und in ihrem Rahmen erschien ein junges Mädchen.

„Kaffeebesuch, Ilse," rief ihr Walter zu. „Zwei halberfrorene Seefahrer."

„Ja," sagte sie, „ich hab' Sie von oben schon kommen sehen." Und während sie vertraut und herzlich Richard Wilke die Hand reichte, nickte sie dem langen Crusius zu, der in einer tiefen Verbeugung einknickte und wieder eine Entschuldigung murmelte. Aber sie ward ihm rasch abgeschnitten.

„Schauen Sie sich doch um," erwiderte sie lächelnd und wies durch die offene Eßzimmertür. „Es ist alles parat. Wir warten nur noch auf Lütting. Papa nimmt den Kaffee ja stets in seinem Zimmer."

Sie winkte dem Mädchen ab und goß selber ein, während sie plauderte und leise nach der Diele hinaushorchte.

„Weiß sie's denn?" fragte der Bruder halblaut und schob dem langen Crusius die Zuckerschale hin.

„Natürlich." Und mit halbem Achselzucken: „Du kennst sie doch."

„Ja ... nächstens wird sie überhaupt schon von der Sehnsucht nach der Grammatik satt," brummte Walter.

Aber in diesem Augenblick hörte man, wie es die Treppe hinunterlief, und gleich darauf trat Lütting ein.

Nach rascher Begrüßung nahm sie ihre Tasse, ging wie absichtlich, als ob sie keinen molestieren wollte, um den Tisch und trat neben die Schwester.

„Sei so gut ... halb voll!"

Und wie die beiden sich einen Augenblick so zu einander neigten, fiel ihre große Verschiedenheit in die Augen.

Die achtzehnjährige Christel, die noch von ihren Nesthäkchentagen her „Lütting" gerufen ward, war die Kleinste der Geschwister, von zarter, fast dürftiger Gestalt, die noch ganz den Anschein des Unreifen hatte. Fertig war nur das Gesicht: ein festes, rassiges Spitzmausgesicht mit eigensinnigem Mund, feiner, schmaler Nase, klugen, suchenden Augen und nicht hoher Stirn. In diese Stirn empor zogen sich vom Ansatz der Nase

aus zwei kurze senkrechte Fältchen, die auch im Schlaf nicht wichen. So hatte schon das Kind, wenn es schlummernd in seinem Bettchen lag, ein strenges, fast finsteres Gesicht gehabt. Es war der Kummer der Mutter gewesen, die immer von neuem versucht hatte, die beiden Falten wegzustreichen. „Sie lügen ja," hatte sie einst gesagt, „sie machen mir das Kind böse, und es ist zwar eigen, aber herzensgut."

Die vierundzwanzigjährige Ilse war einen halben Kopf größer, doch da die Gestalt reifer und voller war, schien der Abstand wesentlicher. Sie hatte das weniger scharf ausgeprägte, rundere und weichere Preyersche Gesicht. Mund, Nase und Kinn waren voller, mit einem Stich ins Sinnliche. Und während die Brauen über Lüttings Augen als zwei fein und scharf gezogene Bogen standen, setzten sie sich bei der älteren minder scharf ab, so daß schon dadurch das Gesicht in den Linien mehr verschwamm.

Gemeinsam war den Schwestern das volle und schöne Haar. Aber sie trugen es verschieden. Ilse hatte es in starken Zöpfen fest und glatt um den Kopf gelegt; Lütting jedoch, als hätte ihr Zeit und Lust gefehlt, sich länger damit zu beschäftigen, hatte es nur lose und flüchtig aufgesteckt. So fielen ihr fortwährend einzelne blonde Fäden über Stirn und Ohr, und wenn sie in ihrem Zimmer saß, pustete sie oft ärgerlich über die Nase weg nach oben, um solch einen kitzelnden Störenfried zu verscheuchen. —

„Sie hätten ruhig eine volle Tasse nehmen sollen, Fräulein Christel," sagte Richard Wilke, als sie zu ihrem Platz an seiner Seite zurückgekehrt war. „Es tut gut. Besonders wenn man vom Wasser kommt. Sonst bin ich ja auch mehr für geistige Getränke, und wenn du mir 'nen lütten Kognak geben willst, lieber Walter, so soll's mir recht sein. Ich bin noch immer halb klamm. Apropos, was schreibt denn Günther? Herrschaften, Herrschaften, die Sache da unten wird immer brenzlicher. Die schwarze Satansbrut hat schon wieder 'ne Patrouille abgefangen . . . ein einz'ger ist entkommen — die andern tot. Scheußlich!"

Christel war jäh erblaßt. Sie ließ das Brötchen, an dem sie nach ihrer Art gebröckelt hatte, und wandte sich hastig zu ihm.

„Woher haben Sie das? In den Morgenblättern stand noch nichts davon!"

„Doch!" mischte sich der lange Crusius ein. „Unter den letzten Nachrichten. Leutnant von Letterow oder so ähnlich mit acht Mann gefallen. Depesche über London. Möglich, daß es Schwindel ist."

„Und das sind nun die kleinen Unruhen," sagte Walter Hoermann mit kurzem, hartem Lachen. Er füllte den Kognak in die Gläschen. „Bis heute haben wir bei diesem afrikanischen Abenteuer schon mehr Offiziere verloren als Anno 64! Und was nicht fällt, kriegt einen Knacks fürs Leben. Es könnt' einem ja egal sein — aber daß Günther da 'reingepatscht ist, erbost mich immer wieder. So ein Wahnsinn! Als ob nicht sonst Kanonenfutter genug da wär'! Hat im Regiment 'ne prachtvolle Stellung, soll in Kürze zur Kriegsschule kommandiert werden, hofft später sogar auf den Generalstab — — Gott, und wenn nichts daraus geworden wäre: Der ganze Mensch ist heut dreiundzwanzig und hat das Abiturium, so daß ihm die Welt auch ohne Soldatenknöpfe offen steht! Nee, er muß partout nach Afrika! Aber das ist wieder . . . ist wieder . . ."

Der unpraktische Hoermannsche Idealismus, wollt' er sagen. Er schluckte es jedoch hinunter und hob ein Gläschen: „Na prost — man darf gar nicht dran denken!"

„Lange kann's ja nicht mehr dauern," tröstete Ilse. „Ich wollt' auch, daß er erst glücklich wieder zurück wär'."

Aber Lüttings Gesicht hatte sich jetzt leicht gerötet. Und in das Schweigen sprach sie mit einer Stimme, in der unter einer vorgeschützten ruhigen Festigkeit viel heimlicher Trotz, ein Trotz in Tränen, lag: „Recht gehabt hat er doch! Ich hätt' an Günthers Stelle ebenso gehandelt!"

Ihr Bruder lachte spöttisch auf.

„Na ja — unsre Heldenjungfrau! Rechts mit dem Schläger und links mit der lateinischen Grammatik! Schade, daß du kein Junge wurdest!"

Doch sie schlug die Augen nicht nieder. Sie hatte Kampf- und Abwehraugen.

„Stimmt!" erwiderte sie trotzig. „'s tut mir selber leid!"

Unwillkürlich schmunzelten alle. Nur Richard Wilke prustete los, daß ihm der Kneifer rutschte. Aber als Lütting ihn mit einem ruhig gemessenen Blick aufs Korn nahm, tat er kläglich und drückte sich.

„Lassen Sie mich noch ein bißchen leben, Fräulein Christel — ich will's auch nicht wieder tun. Sie machen ein Gesicht, als wollten Sie mir gleich nachher einen Kartellträger schicken. Da sieht man wieder, was ich für Pech habe. Und immer bei den Damen . . . immer bei den Damen!"

„Schwindeln Sie nicht, Richard," lachte Ilse. Sie war froh, das Gespräch ablenken zu können. „Was Sie mir so nach und nach schon gebeichtet haben . . ."

„Jugendverirrungen," wehrte er behaglich ab, und selbst die Kneifergläser schienen lustig zu blinkern. „Immer nur ein Fehlgreifen des Gefühls. Denn eigentlich bin ich riesig gefühlvoll — Sie brauchen gar nicht zu grinsen, Crusius. Es ist eben mein Fluch und Schicksal, daß keiner daran glaubt. Die Damen nehmen mich nicht ernst oder schmettern mich mit einem Gewaltblick nieder wie Fräulein Christel eben. Hab' ich Ihnen wirklich schon mal 'ne glückliche Liebe gebeichtet, Fräulein Ilse? Nein, nicht wahr? Lauter unglückliche! Und so sitz' ich als einsamer Junggeselle da und krieg' Anfälle von Melancholie. Besonders jetzt, wo es wieder Frühling wird und die Pärchen bald wieder an meinem Fenster vorbeiziehen — —"

Er holte einen tiefen Seufzer hervor und beschwichtigte sein Herz durch einen neuen Kognak.

„Es ist aber der letzte für heute," sagte er und sah nach der Uhr. „Sonst kriegen wir unser Boot nicht mehr zurück und müssen für zwei Stunden bezahlen. Gewärmt haben wir uns ja — was, Crusius?"

Walter Hoermann wollt' sie noch durch den Park begleiten und dann mal ein paar Häuser weiter nach seinem „Amtslokal" herumspringen. Die offizielle Sprechstunde hatte zwar schon begonnen, aber er wußte ja doch, daß kein Mensch da war.

Langsam ging er mit Richard Wilke voran, Wolfgang Crusius verabschiedete sich noch von Lütting und trat dann mit Ilse aus der Veranda.

„Es wird Frühling," sprach sie und lehnte sich gegen die Brüstung der Freitreppe. „Fühlen Sie nur die Luft. Um unsern Berg herum blühen schon die Veilchen."

Er stand ein paar Stufen niedriger als sie.

„Sie haben es so wunderbar hier," sagte er und sah weit hinein in den zarten Schleier von grünen Spitzchen und Blättchen, der sich vor ihm breitete und hinter dem die schimmernde Fläche des Sees stand.

„Ach, man wird alles gewohnt. Aber wenn der Park Ihnen so gut gefällt — er steht Ihnen ja offen."

Und während sie die Bluse herunterzupfte: „Sie wissen doch, daß Sie mir sowieso noch etwas schuldig sind. Sie wollten mir etwas erzählen. Wann tun Sie das?"

Ein rasches Erröten flog über sein Gesicht.

„Oh," stammelte er . . ., „wann gnädiges Fräulein einmal Zeit haben. Ich . . . ich . . . mir liegt ja selbst am meisten dran. Aber es ist eine lange Geschichte."

Richard Wilke rief.

„Also dann nächstens," nickte sie und reichte ihm die Hand. „Vielleicht zu Walters Geburtstag — Sie kommen doch? Nochmals Adieu, Herr Doktor."

(Fortsetzung folgt.)

Grenzen der Kosmetik.

Von Franz Hessel.

Zur Doctoresse Dieu oder Dieudonné oder so ähnlich, der berühmten Pariser Verschönerin, kam eine recht hübsche, aber immerhin schon etwas reife Cécile aus Nancy und ließ sich, wie die englisch redenden Fachleute sagen, das „Gesicht lüpfen" (lift her face). Als äußerst geduldige und fügsame Patientin tat sie alles, was die Doktorin anordnete oder auch nur nahelegte, sie blieb eine ganze Woche in der kleinen Pension neben der Klinik, ging keinen Schritt in die große Stadt da drüben hinter den Gartenmauern, spielte nicht neugierig an Verband und Nadeln, wie es Madame Dieu von ihren Pariser Klienten gewohnt war. Bei ihren täglichen Besuchen fand die geschickte Aerztin Gelegenheit, sich auch als vertrauenerweckende Seelenheilerin zu erweisen. Sie bekam Geständnisse gemacht und erteilte Ratschläge. Cécile, jung Witwe geworden, hatte in Paris seit Jahren einen guten Freund, den sie mit der Regelmäßigkeit einer ebenso vernünftigen wie gefühlvollen Französin alljährlich im Frühjahr und Herbst auf zwei Wochen zu besuchen pflegte. Das war immer eine wunderbare Zeit; ihr Gaston hatte neben der großen Leidenschaft auch all die kleine Sorgfalt und Zuvorkommenheit in steter Bereitschaft, die den Frauenherzen so wohltut. Aber das letztemal war er bisweilen zerstreut gewesen, sie hatte ihm angemerkt, daß er nicht recht aufpaßte, als sie ihm die letzten Phasen ihres langjährigen Prozesses mit dem jetzigen Inhaber der Papiermühle ihres Verstorbenen erzählte; es war ihm nicht aufgefallen, daß eine neue Stoffblume über die Schulterpartie ihres hübschesten Kleides fiel; auch hatte es ein verdächtiges Telephongespräch in ihrer Gegenwart gegeben, bei dessen Auslegung Gaston sich in Widersprüche verwickelte: lauter Dinge, die ihr den Genuß beeinträchtigten. Wenn er sie nicht mehr so liebte wie früher, so lag das, wie die Bescheidene meinte, wohl daran, daß sie nicht mehr so reizvoll und liebenswert war. Nachprüfungen dieses Problems vor dem Spiegel hatten sie veranlaßt, sich Madame Dieu anzuvertrauen. Diese verlangte nun noch mehr Vertrauen, sie ließ sich ausführlich über die Liebes- und Lebensgewohnheiten des Freundes berichten, wobei sie sich sogar für die Lokale interessierte, in die er seine Cécile zu führen pflegte. Und da dies meistens Stätten von harmloser Distinktion waren, riet sie, durchzusetzen, daß er sie demnächst in gefährlichere Umgebung bringe, wo es ihr möglich würde, durch einigen Flirt in die Nachbarschaft hinüber seine Eifersucht und damit erneute Aufmerksamkeit zu erregen.

Als Cécile bei Gaston erschien, sagte sie ihm nicht, daß sie bereits eine Woche in Paris war. Er fand sie schmaler geworden im Gesicht. „Hast du etwa wieder gefastet? Uebertreibe um Gottes willen nicht! Wie rührend . . ." Er sträubte sich nicht dagegen, mit ihr in eine der Tanzbars nahe der Avenue des Champs-Elysées zu gehen, die in Publikum und Kapelle mit dem besten Exportamerika versorgt sind. Als dann aber tanzende Paare dicht an seinem Tisch entlang streiften, schien er sich hier doch nicht wohl zu fühlen. Fürchtete er etwa eine unerwünschte Begegnung? Hatte er sie deshalb früher nie an solche Stätten geführt?

Cécile erwiderte nachdrücklich die Blicke eines gut aussehenden jungen Mannes, der sich häufig von seinem Platz nahe der Musik erhob und rings an den Tischen Bekannte begrüßte. Gaston bemühte sich, sie abzulenken, er sagte ihr Reizendes über ihr Kleid, fragte von selbst nach ihrem Prozeß und sah ihr viel in die Augen. Tanzen wollte er nicht: er sei nicht mehr in den Jahren . . . und diese neuen Tänze . . . und in dieser Umgebung . . . Der Gutaussehende blieb plötzlich an ihrem Tisch stehen und verneigte sich vor Cécile und Gaston. Sie erhob sich sofort. Gaston nickte höflich. Wie dieser Tänzer hatte noch niemand mit ihr getanzt, so eindringlich und gelassen. Er hatte olivenfarbene Haut und Menjous Lächeln. Er unterhielt gar nicht (das stört ja auch beim Tanzen), sagte nur ein paar Worte über das Parkett und die Beleuchtung. Ein Neger aus der Jazzband rief ihm etwas Unverständliches zu. Als er Cécile wieder zu ihrem Tisch führte, fragte sie, ob er oft hier sei. Worauf er etwas erstaunt erwiderte: „Aber gewiß, jeden Abend von elf Uhr an, außer Samstag und Sonntag, da bin ich aus alter Anhänglichkeit bei Marsa, Rue Pigalle."

„Ein charmanter junger Mann," sagte Cécile zu Gaston

„Er scheint seine Sache gut zu machen."

„Das ist dir — nicht angenehm?"

„Aber wie kommst du darauf?"

„Hättest du diesen Herrn nicht eigentlich bitten müssen, sich einen Augenblick zu uns zu setzen?"

„Nein, das macht man nicht."

„Er hat sich mir nicht vorgestellt, sonst hätte ich . . ."

„Er pflegt sich nicht vorzustellen. Man weiß hier . . ."

„Was weiß man hier?"

„Ich meine, das ist hier nicht üblich."

Nun kam er wieder. Sie hatte es kaum zu hoffen gewagt. Er faßte sie fester, härter und sprach überhaupt kein Wort mehr. In den scharfen Wendungen, mit denen er sie zu Aenderungen des Schrittes zwang, lag etwas Forderndes, Grausames. Nachtwandlerisch glitt sie wie auf schmalem gezackten First. Als die Musik mit stotterndem Stakkato abbrach, flüsterte er: „Sie sind noch neu in den Tanzbars von Paris?"

Er hielt sie für jung! Die Operation war gelungen!

„Wenn ich auf Ihre Güte rechnen kann, werde ich Sie um noch einen Tanz bitten."

Wie war das zu verstehen? War sie schon zu weit gegangen in ihrer neuen Jugend?

Und nun sagte auch Gaston: „Was wird er nur beanspruchen, wenn er den ganzen Abend mit dir tanzt?"

Er ist eifersüchtig! Danke, Madame Dieu! Wenn's nur nicht zu gefährlich wird! Wenn er nun ein Wiedersehen fordert, der schöne Fremde . . .

Aber der tat nicht dergleichen. Sein Tanz brachte eigentlich nichts Neues, war etwas mechanisch. Hätte sie den dritten Tanz erst verweigern müssen? Oh, dies schwierige Paris!

Gaston wollte nicht länger bleiben. „Du bist mir doch nicht böse, Liebster?"

„Wie sollte ich. Aber es etwas heiß hier. Laß uns heimgehen oder wo anders hin."

Sie hätte sich gern von ihrem Tänzer verabschiedet. Als sie auf dem Weg zur Garderobe an der Kapelle vorbeikamen, stand er da und sprach mit den Negern; er kehrte den Vorübergehenden den Rücken zu. Cécile getraute sich nicht, stehenzubleiben. Aber zu ihrem maßlosen Erstaunen bemerkte sie, daß Gaston zurückblieb, dem Nebenbuhler auf die Schulter tippte und ihm — nein, seine Karte war es nicht, was er ihm reichte, es war ein Geldschein.

Und der schöne junge Mann verneigte sich wie ein Lakai.

Das Auto bog in eine Seitenstraße. „Wo fahren wir hin?" „Nun, in noch so eine Bar." „Ach, Gaston, laß uns lieber heim. Liebst du sie denn noch ein wenig, deine alte Cécile, der man Eintänzer kaufen muß?" „Aber, Cécile, du bist jünger als je, bist viel jünger geworden." „—gemacht worden. Aber die Operation ist wohl doch nicht recht gelungen!"

Herbstfahrt vom Rhein zur Donauquelle.

Erstes Erlebnis: Säckingen. Alte Stadt am jungen Rhein. Stadt des unsterblichen Sankt Fridolin, dem man ein gewaltiges Münster zum Gedächtnis baute. Mehr noch die Stadt des unsterblichen Meister Josephus, der kein Münster braucht, um in seinem nicht immer geliebten Trompeternest für alle Zeit fortzuleben. Bunte Gegensätze schafft hier neue Zeit. Durch die Romantik stiller Gassen, die Scheffels Träumerseele noch mit Bildern der Vergangenheit füllen konnte, tuten heute die Reiseautos moderner Europa-Bummler, donnern über die hölzerne Rheinbrücke — mit ihren 350 Jahren eine Veteranin ihrer Zunft — und verschwinden in der Schweiz drüben. Auf der rheinumspülten Terrasse „Zum gold'nen Knopf", wo man die köstlichen Salme speist und abends immer irgendein Waldhorn aus den Schweizer Forsten her klingt, sitzen internationale Gäste und kreiden dem schönen mittelalterlichen Stadtbild, Gallusturm, Münster, Brücke, einen Stern an, ehe die nächste Programmnummer „Rheinfall" kommt. Am grünen Bergsee, Tannendunkel, aber hausen die Wandervögel deutscher Gaue, nacktbeinig, zahlreich wie Mückenschwärme, Sonne im Herzen, Scheffel auf den Lippen.

Dies alles ist den Säckingern nichts Besonderes mehr — so wenig auch der deutsche Durchschnittsreisende im allgemeinen von den entzückenden alten Nestern am Oberrhein weiß. Neu aber, aufregend neu wird Scheffels Jugendstadt als Thermal-Kurort, von dem jetzt jeder träumt. Man sucht eine Thermalquelle, die längst vorhanden, für Kurzwecke aber zu schwächlich war, und nunmehr durch Neubohrung in der Tiefe abgefangen werden soll. Die Arbeiten sind bereits längere Zeit im Gange und versprechen Erfolg. Gleichzeitig ist es der Gemeindeverwaltung gelungen, ein zweites altes Projekt auszuführen, das gerade jetzt für den werdenden Badeort von großer Bedeutung ist. Es war endlich möglich, das bisher als Privatbesitz unverkäufliche Schloß Schönau zu erwerben, das berühmte „Trompeterschlößchen", dessen prächtiger, zwei Hektar großer Park seit dem 1. Juli dem Fremdenpublikum zugänglich ist. Mit seinem alten Baumbestand, den Treibhäusern, den vornehmen gärtnerischen Anlagen, in reizender Lage am Rhein, ist er ein herrlicher Besitz. Die Kapitalsanlage lohnt sicher, und vielleicht entschließt sich die künftige Kurverwaltung, auf diesem poesiegetränkten Boden ihren Kurbetrieb zu konzentrieren — der Gartenpavillon des Meisters Fludribus gäbe ein allerliebstes Teehäuschen —, und das alte Spiel von „Liebe und Trompetenblasen" kann mit gleichen Requisiten, Stromrauschen, Parkdämmer und Trompetensolo aufs vergnüglichste fortgesetzt werden . . .

Doch auch ohne diese Metamorphose wird das Scheiden von der heiteren Atmosphäre der kleinen Stadt schwer. Rebenhänge, bunte Wälder, Sonne auf jugendlich flutendem Strom — überall, wo Rheinluft weht, schwingt das Leben in besonderem Rhythmus, und die Herbstfrische ist köstlich bei einem solchen Wandern.

Einer der großartigsten Wege ins Quellgebiet der Donau, jeder Schritt Scheffel-Land, führt durchs wilde Wutachtal, und den Zugang vom Rheintal vermittelt die merkwürdigste Bahn des ganzen Schwarzwaldes, die Randenbahn. Diese Strecke von nur 9½ Kilometer Luftlinie mußte auf 26½ Kilometer ausgebaut werden, um die Höhendifferenz von 230 Metern mit nur 1 Prozent Steigung zu nehmen. Daraus ergaben sich mannigfache „Verrenkungen" der Linie. Schleife nach Schleife, Brücken, einfache Tunnel, sogar ein Spiraltunnel, der erste in Deutschland: eine Gotthardbahn im kleinen. Man springt von einem Fenster zum anderen, um alle interessanten Blicke zu erhaschen — auf die Kunststücke der Bahn, die über, neben, unter uns auftauchenden Dörfer, ins tiefgeschluchtete Wutachtal und auf die Waldmassen des Randengebirges, lohnend und wenia bekannt als aussichtsreiches Wan-

gergebiet. Wanderer durchs Wutachtal nehmen von dem Weiler aus den sogenannten „Flühsteg" unter die Nagelschuhe, vielleicht den gefährlichsten, sicher aber schönsten und abwechselungsreichsten Felspfad rund im Land, der sich im ebenso großartigen Wutach-Talweg fortsetzt. Stundenlanges Auf und Nieder an schroffen Kalksteinwänden, auf Treppen, Platten, durch Galerien und kunstvolle Ueberbrückungen. Die Wutach, eins der reißendsten Bergwasser, dem keine Brücke auf die Dauer widersteht, hat die Anlage solcher mühevoller Steige erzwungen. Ueberraschend ist zwischen den turmhohen Wänden, die den mäandrischen Lauf der Wutach begleiten, der dichte Mantel üppigsten Grüns, oft undurchdringliche Wildnis. Hier in den malerischen, tief einsamen Gründen um Wutach und Gauchach suchte Scheffels Phantasie versteckte Menschenpfade. Hier entstand der „Juniperus", bodenecht und lebensfrisch wie die Schaumstürze dieser temperamentvollen Bergkinder. Hoch am Schroffen-Eck, wo die Schau bis zu den Alpen geht, horstete Diethelm von Blumegg — tief versunkene Ruinen zeugen von der starken Feste. Verwunschen hockt die Gauchachmühle im toten, einsamen Geklüft — das Ziel einer abenteuerlichen Felsrutsche nach Scheffel-Art. Anmutiger im Obstbaumwalde das idyllische Achdorf, ein rechtes Ausruhnest bescheidener Urlauber. In Bad Boll, herrlich umschattet von Schwarzwaldtannen, endet die zaubervolle Fels- und Wasserwildnis. Sanfte Kulturwege führen waldaus zur nahen Station der Schwarzwaldbahn, wo der Zug nach Donaueschingen wartet, Ausklang und Abschluß dieser Herbststreife auf Dichterspuren . . .

Die Natur als Brückenbauerin.

Die Natur ist mit ihren gestaltenden Kräften stets das hohe Vorbild des Menschen gewesen, und so hat man sie immer mit ehrfürchtiger Bewunderung als die große Baumeisterin betrachtet, die die gewaltigen Gipfel der Berge hoch aufwölbte. Neben dieser aufbauenden Macht ist ihr aber auch die Fähigkeit eigen, gewisse Schichtungen wieder abzutragen und Formationen auszuhöhlen. Damit ist sie an manchen Stellen der Erde zu einem erstaunlichen Brückenkonstrukteur geworden. Wohl die schönsten Beispiele solcher Naturbrücken finden sich in Arizona und in der Nähe der Grenzen dieses Staates in Utah.

Einige dieser natürlichen Brücken sind durch Erosion entstanden, durch die aushöhlende Kraft des Wassers, andere wieder sind durch aushöhlende und aufbauende Gewalten gemeinsam hervorgebracht worden. Vertreter der ersten Klasse sind die Regenbogen-, Hoffnungs- und Trotz-Brücke, die aus massivem, porösem Sandstein gebildet worden sind. Die Wassermassen, die in diesen Felsen einen Widerstand fanden, haben sich in langen Zeiträumen hier durchgenagt und großartige Brückenbogen gebildet. Die Regenbogenbrücke, die 1909 von einem Professor der Universität Arizona entdeckt wurde, liegt am Nordwestabhang des Navaho-Gebirges, etwa 10 Kilometer nördlich von der Grenze zwischen Arizona und Utah. Der sich in einem fast ebenmäßigen Halbkreis wölbende Bogen hat eine Spanne von 278 Fuß, eine höchste Höhe von 309 Fuß über dem Wasser und an seinem stärksten Teil eine Dicke von 42 Fuß. Nach der Symmetrie ihres Aufbaus, der Größe ihrer Anlage und dem Glanz der leuchtendroten Steine ist es die größte und schönste Naturbrücke, die man kennt.

Einen ähnlichen Typus der Bogenbrücke zeigt die sogenannte Defiance- oder Trotzbrücke, die 3 Kilometer südwestlich von Fort Defiance in Arizona sich findet. Auch diese Brücke hat einen schön geschwungenen, nur etwas weniger gleichmäßigen Bogen und ist von einer großen Mächtigkeit. Eine andere Brückenform weist eine Naturbrücke auf, die sich 11 Kilometer südöstlich von Adamana in Arizona in einem versteinerten Wald findet. Hier ist ein riesiger versteinerter Baumstamm von dem einen Ufer eines Flusses auf das andere gestürzt und verbindet so die beiden Ufer in solidester Weise. Durch Erosion in Gemeinschaft mit der Aufschichtung von Travertin ist die Naturbrücke entstanden, die einen breiten Strom bei den Moonel Falls im Havasu Canyon überquert. Auch diese ist ein ganz einzigartiges Naturwunder, das die Schöpferkraft der Natur in helles Licht setzt.

Der sterbende Jazz.

Alle entsinnen sich noch des gewaltigen Siegeszuges des Jazz, der aus Mittel- und Südamerika importiert, mit seinen wilden, taktfesten Rhythmen die Nachkriegsmenschheit Europas in ihren Bann geschlagen hat. Seit der Zeit haben sich diese kleinen Niggersongs, in den vielen Arten von Foxtrott bis zum Blues, zu behaupten gewußt, und überall in Europa ungeahnte Triumphe gefeiert.

Es scheint aber, daß die Menschen sich schon heute von dieser Massenpsychose erholt haben, und daß, wenn nicht aller Schein trügt, der Jazz den Weg einer jeden Zeiterscheinung zu gehen bestimmt ist.

Pietro Mascagni, der weltberühmte Komponist der unsterblichen „Cavalleria rusticana", der kürzlich anläßlich der Erstaufführung seiner Oper „Marat" in Paris weilte, hat sich über dieses so wichtige Zeitproblem folgendermaßen geäußert:

Auch er glaubt an ein Sterben des Jazz. Die ruhigen Rhythmen, das Verschwinden der früheren so beliebten Gliederverrenkungen, die verstoßene Mode eines so jazzmäßigen Tanzes wie des Charlestons, sind nicht als eine neue Modelaune zu werten, sondern sind ein beredtes Beispiel für die erstrebte Rückkehr zu den alten Rund- und Gleittänzen. Dieses beweist die ungekrönte Vorherrschaft des Tangos und des Walzers, wovon Mascagni sich selbst bei einem Rundgang durch Pariser Lokale hat überzeugen können. Die Niggerorchester werden heute kaum noch geduldet und verschwinden, eins nach dem anderen, von der Bildfläche. Die Zeiten, in denen die schwarzen Musiker ihre Phantasiehonorare bezogen, sind längst vorüber. Auf der ganzen Tanzfront ist ein Genesen des künstlerischen Geschmacks festzustellen. —

Mascagnis Ausführungen bilden eine erfreuliche Perspektive für die weitere Sanierung der gequälten, entarteten Melodie.

Briefmarkennöte Andorras.

Kleinere und kleinste Staaten ziehen heutzutage aus ihrem Rechte, Briefmarken zu drucken, ganz erhebliche Summen, denn der Sammelsport hat auf diesem Gebiete in den letzten Jahren geradezu unglaubliche Fortschritte gemacht. Augenblicklich fühlt sich einer der kleinsten Staaten Europas, die Republik Andorra, in diesem ihrem Rechte durch Spanien bedroht. Das Ländchen liegt bekanntlich in den Pyrenäen und genießt französischen Schutz. Die spanische Verwaltung hat nun in den letzten Monaten versucht, ihre eigenen Briefmarken in Andorra einzuführen. Solange diese Versuche inoffiziell blieben, haben die biederen Republikaner geschwiegen. Nun ist aber die spanische Verwaltung mit offiziellen Vorschlägen, die schon mehr den Charakter von Verordnungen hatten, an den Rat der Republik herangetreten. Sofort begab sich der versammelte Generalrat von Andorra, das Parlament der Republik, bestehend aus sieben Männchen, in die nächste französische Regierungsstadt und ersuchte um Frankreichs Schutz. Der französische Präfekt hat sofort versprochen, einzugreifen. Das Ländchen zieht nämlich erheblichen Gewinn aus seinen Briefmarkenserien und steht mit allen großen Briefmarkenhändlern der Welt in regem Handelsverkehr.

Aus aller Welt.

Der fliegende Redakteur. Das Hetztempo im amerikanischen Zeitungswesen ist wieder ein wenig schneller geworden. Die „Chicago Daily News" hat ein eigenes Flugzeug beschafft für ihre Redakteure, die sich überall hinbegeben, um das Neueste zu erfahren. Mit dem Flugzeug hoffen sie jeder Konkurrenz zuvorzukommen. Es ist ein Zweidecker, der zwei Personen faßt und 160 Kilometer in der Stunde zurücklegt. Das Flugzeug wird von Shirley J. Short, einem in den Vereinigten Staaten bekannten Flieger, gesteuert.

Der Kraftfahrverkehr in Deutschland. Welchen ungeheuren Aufschwung der Kraftfahrverkehr in Deutschland in den Jahren nach dem Kriege genommen hat, das bestätigt am schlagendsten eine Zählung der Kraftfahrzeuge durch das Statistische Reichsamt. Der Bestand an Kraftfahrzeugen ist allein vom 1. Juli 1927, mit 679 895, bis 1. Juli 1928, mit 933 312, um 37 Prozent gestiegen. Im Jahre 1914 wurden 84 682, ein Jahre später (1924) 293 032 Kraftfahrzeuge gezählt. Der am 1. Juli dieses Jahres errechnete Bestand verteilt sich wie folgt: Personenwagen 351 380, Lastkraftwagen 212 765, Großkrafträder 438 288, Zugmaschinen 21 879; zusammen 933 312. Die Zunahme war in den weiteren Sommermonaten dieses Jahres verhältnismäßig stark, so daß gegenwärtig in Deutschland bereits die erste Million Kraftfahrzeuge erreicht sein dürfte. Am 1. Juli dieses Jahres verfügte jeder 69. Einwohner Deutschlands über ein Kraftfahrzeug. Heute dürfte etwa jede 65. Person ein Kraftfahrzeug besitzen, während im Jahre 1914 auf je 700 Einwohner ein Kraftfahrzeug entfiel.

Sonderbare Versicherungen. Die Filmkünstlerin Mable Poulton hat ihre Augen für rund 600 000 Mark versichert. Die Jahresprämie hierfür beläuft sich auf rund 7000 Mark. Die Künstlerin wollte sich sicherstellen gegen die etwaigen Gefahren des starken Jupiter-Lampenlichts in den Filmateliers. Diese Police bedeutet einen Rekord. Die bekannte russische Tänzerin Anna Pawlowa hat die Zehen ihrer Füße für rund 720 000 Mark versichert, und zwar die großen Zehen für 120 000 Mark, die kleinen für je 60 000 Mark. Caruso hatte seinen Kehlkopf für 400 000 Mark versichert, Paderewski seine Hände für 200 000 Mark.

Ein Karpfen ist kein Vieh. Ein schlesischer Karpfenzüchter, der für seine Fische Mais zum Verfüttern bezieht, wollte die Zollvergünstigung für Futtermais in Anspruch nehmen. Es wurde ihm dies jedoch vom Hauptzollamt Görlitz, vom Präsidenten des Landesfinanzamtes Breslau und schließlich vom Reichsfinanzministerium abgelehnt, da die Zollermäßigung für diese Getreidearten nur bei deren Verwendung zur Viehfütterung zu gewähren sei, und „Fische im Sinne des Zolltarifs nicht als Vieh anzusehen sind".

Fröhliche Ecke.

Versicherung. Ein Mann fragt im Büro einer Versicherungsgesellschaft: „Wenn ich meine Scheune mit dreitausend Mark versichere und sie brennt ab, kriege ich dann dreitausend Mark?" — „Jawohl." — „Und wenn sie abgebrannt ist, erkundigen Sie sich dann nach der Ursache des Feuers?" — „Natürlich." — „Sehen Sie wohl! Ich wußte es ja, daß ich es mit einer Betrugsgesellschaft zu tun habe . . ."

Zwischen den Rassen. „Mein neuer Untermieter ist ein Philatelist." — „So? Ich dachte immer, er wäre ein Sachse."